

Einfach schreien

In meiner kleinen Stadt wache ich manchmal gegen Mitternacht auf, weil irgendjemand auf der Straße sich die Seele aus dem Leib brüllt.

In dem Film »Cabaret« von 1972 gibt es einen Schrei, den man heute ikonisch nennen würde. »Liza Minelli« sagte man damals einfach in einem Atemzug mit der Szene und jeder wusste Bescheid. Bob Fosse drehte in Berlin nach der Musical-Vorlage, die wiederum die literarische Vorlage »Good-bye to Berlin« von Christopher Isherwood benutzte. In dem 1939 veröffentlichten Roman lebt Brian, freiberuflicher Privatlehrer für Englisch, in einem möblierten Zimmer in der Schöneberger Nollendorfstraße 17. In prekären Verhältnissen also. Wie wenig sich doch in hundert Jahren für die Intellektuellen Berlins verändert hat. Im Film wählt Fosse die wesentlich großbürgerlichere Kulisse der Bleibtreustraße 48 und des benachbarten Savigny-Platzes. Dort wird geschrien. Und zwar unter den Gleisen, in dem Moment, wenn ein Zug vorbeikommt. Sally Bowles (gespielt von Liza Minelli, amerikanische Nachtclubsängerin mit den längsten falschen Wimpern der Filmgeschichte) lebt in prekären Verhältnissen im Zimmer neben Brians. Sie kann nicht 20 Sekunden still sitzen, hört nur auf zu plappern, wenn sie rohe Eier mit Worcestersauce schluckt und schreit als Erste, was bei dieser Persönlichkeit fast schon natürlich anmutet. Jedes Mal, wenn ich nach Charlottenburg in die Bleibtreu-/Savigny-Gegend komme, nehme ich einen

Umweg durch die Unterführung und hoffe, dass ich einen Zug erwische. Obwohl ich keinen Grund zum Schreien habe. Brian hat den auch nicht oder behauptet er zumindest, aber Sally versucht, den introvertierten Engländer, diesen blassen Lehrertypen, zum Brüllen zu überreden. Man fühle sich so viel besser danach, verspricht sie. Es vertreibe düstere Gedanken und verhindere Schlimmeres. »Don't be so British« Es gelingt ihr nicht. Brian, dargestellt von dem maximal harmlos wirkenden Briten Michael Yorck, hält gar nichts von Gefühlsausbrüchen in der Öffentlichkeit. »I couldn't possibly«.

Nichtsdestotrotz ist es 1931 und ein heißer Sommer in Berlin. Die SA macht sich mit Dutzenden von Schlägertrupps daran, die Straßen, Cafés und das Nachtleben in Berlin zu stören und in den Griff zu bekommen. Immer dreister, immer brutaler geht die Nazi-Mafia gegen Ladeninhaber vor. Überall, wo Menschen – so wie heute (zumindest zur Zeit noch) – zwanglos bei Kaffee oder Limonade zusammensitzen, werden Exempel statuiert, wird gezielt Terror verbreitet. Christopher Isherwood war schwul und hatte damit jeden Grund Berlin kurz nach der Machtergreifung endgültig »Good-bye« zu sagen. Im Film wird die Homosexualität von Isherwoods alter ego, Brian, nur angedeutet. Schließlich ist es 1972 und in den USA möchte man Oscars gewinnen (acht sind es schließlich geworden). Brian weiß, dass er nicht nur mit Sally, sondern mit Frauen im Allgemeinen, nichts anfangen kann. Der innere Druck hat sich in ihm parallel zum äußeren aufgebaut. Und beim nächsten Zug schreit er.

In meiner kleinen Stadt fahren um Mitternacht keine Züge

mehr, aber dem Schreihals scheint das egal zu sein. Wenn er mich wieder mal aufweckt, liege ich eine Weile da und anstatt mich zu fragen, was das Gebrüll zu bedeuten hat, stelle mir einfach vor, dass dadurch Schlimmeres verhindert wird.

504 Wörter, Lesezeit: 4'11''